

KRITIK

Radikal zwischen den Stühlen

Bemerkungen zur alten und neuen Poeterei des Peter Rühmkorf

Gesammelte Gedichte, das gab es früher eigentlich nur ich will nicht gerade sagen *postum*, aber doch »letzter Hand«. Von Peter Rühmkorf will ich nun hoffen, daß er seine Gedichte statt dessen mit leichter, sagen wir mit der linken Hand gesammelt hat und mit der rechten weiterhin Gedichte und Lieder unter die Leute streut, wie es ihm sein »anhaltendes und anscheinend durch keine Entmutigung zu bremsendes Bedürfnis nach der Versifikation menschlicher Leiden und Leiden-schaften« eingibt. Am liebsten würde ich nun einfach von seinen Gedichten und Liedern sprechen, mit denen man sich ohne lange Vorstellungszereemonien schnell anfreunden kann. Zum Beispiel mit dieser »Hymne«:

Völlig im Einklang mit diesem Satze Hamanns,
daß der purpurne Mantel des Genius
nur den blutigen Buckel ebendesselben verdecke,
(sehr fein beobachtet!)

justiere ich meinen Hintern auf dem Hocker von
Riemerschmidt:

Ja!

in meiner Branche ist Glut und Finsternis durchaus der
Umgang!

Zwischen Geburt und Beil halte ich mich
meinem Zeitalter zur Verfügung.
Ein klarer Kopf hat sich auf meinen Schultern konstituiert,
voll süßen Grimms

auf die hierorts gehandelten Sitten:
wie es speckgeknabbelten Halses von Freiheit quäkt:
kein Stroh zu gemein, kein Arm unerschwinglich,
und dem man das Licht noch vorkaut, er mietet
den Streifen Abendlandes vor meiner Türe.

Der unter solchen Umständen zu singen anhebt,
was bleibt ihm zu preisen?
was wäre, he-denn, eines erhobenen Kopfes noch wert?
Trainiert und geflügelt
nahet der Gauner im Glück:

eine schöne Gesellschaft möchte sich maßnehmen lassen,
zwischen Hacke und Schnauze: Erhabenheit!
Dahinter den Mond, wenn ihm Tran,
Tran, hell wie Tau, aus zerlassener Locke träuft;
schöneres Bild eines Hochkommens, handkoloriert —

gemach!
 gemacht, Señores,
 euch laß ich den Tiger tanzen!

Aber nun:
 die ihre Schwäche nicht adelt,
 halten um Lieder an,
 brav unter ihre Dächer geduckt,
 wie sie die Peitsche zu unansehnlichen Brüdern gekämmt hat:

Kumpell
 mach uns ein Lied!
 der du als eins unter andern
 hungriges Hündlein bist,
 mit den Lüsten der Hündlein
 u-hund

dem trauten Wauwau eines
 allen gemeinsamen Grundgesanges —
 Ihr Jecke, das ist, was einem in Deutschland das Hirn an die
 Decke treibt:

rührt euer Klinkerherz andres als Schuß und Schlag,
 oder:
 wo ich euch aufspiel, legt ihr da mit Axt an?

Deutschland ¹ — Deutschland ²
 hier wird mir kein Bruder geworfen;
 hier steht die Luft, wie die Torheit stolz auf der Stelle tritt.
 Zwar
 mit Forsythia führt sich auch diesmal wieder der Lenz ein, mit
 Rosenbändern,
 aber Träne auf heißen Stein ist des Wackeren Jammer!
 Ach, wodenn träfen sich Zweie im stillen Anschauen des Mondes,
 gleich

in Erörterung der kernwaffenfreien Zone?

Woooooo,
 liebende Freunde und reflektierende,
 drängte hoffnungsvoller nach vorn die Verfeinerung?
 Daß des Edlen »Avanti« mächtig aufkläre unter Irdischen,
 ihrer Schwalben Geleit, gütlichem Sommer zu —
 Oh Ihr Gefährten,
 unsichtbare noch, aber im Dunkel schon ausgespart,
 aus dem Schlamm des Vaterlandes erhebt euch!
 Die Unmuts-Zunge rührt,
 froh der Anfechtung und eines Zornes voll.
 Daß ein künftigt Geschlecht euch anständig spreche.
 Größe von eurer Größe zu nennen weiß
 und Nein von eurem Nein.

1 BRD; 2 DDR.

Rühmkorf hat dieses Gedicht aus dem Ende der fünfziger Jahre zweimal nachgedruckt, in den »Gesammelten Gedichten« von 1976 und vorher schon in dem vermischten Band »Die Jahre, die Ihr kennt« von 1972 (beide bei Rowohlt). Dort ist es von allerhand biographischen Notizen umgeben, was einen Literaturhistoriker von anno dazumal erfreut hätte. Ein Gedicht wie dieses als »dialektischen Gegenschlag« auf die entfremdete Arbeit eines freien, d. h. schlecht bezahlten Verlagsgutachters und als »Versuch, wenigstens dem Bewußtsein der eigenen Bildungsschicht auf die Beine zu helfen«, aufzufassen: nun ja, wir wollen es zur Kenntnis nehmen als ein Stück Dichtung und Wahrheit, jedoch mit der Skepsis, die gegenüber dieser literarischen Gattung, wie einschlägig bekannt, am Platze ist. Lieber würde ich heute von Peter Rühmkorf wissen, wie er eigentlich die Überlebenschancen dieses sehr schönen Gedichtes einschätzt, wenn die Bildungsschicht, die noch Hamann, Novalis und Hölderlin kennt und die noch die zarte Ironie eines archaischen Genitivs, eines sublimen *epitheton ornans* genießt und sich diese Verseslust durch die scharfe Würze einer rüden Kontrastsprache eher verfeinern als verderben läßt — wenn diese Gesellschaftsschicht, sage ich, erst einmal mit curricularer Gewalt ganz auf die alte Matrone Gesellschaft eingeschworen ist und vor lauter Relevanzen gar keine Nuancen des Stils mehr wahrnimmt, auch nicht die geniale Nuance des Wortes Vaterland im Kontext der Fußnoten zu dem Vers »Deutschland¹ — Deutschland²«. Gut wohl, daß Rühmkorf das Wort KUNST jetzt in Majuskeln schreiben will, aber verglichen mit dem »süßen Grimm« der fünfziger Jahre, was für ein Grimm ist dann dieser der siebziger Jahre?

... Wackeln Sie nur nicht so
unmutig mit dem Überbau, meine Herrschaften!
Wenn diese Gesellschaft sich keine
Gedichte leisten kann,
den Anspruch,
ne Kulturnation zu bleiben, werde
ICH?
aus eigener?
Tasche?
bestreiten?
Gar nichts werd ich.

Sagen wir es deutlich: ebenso wie Kagel in der Musik, Botero in der Kunst, braucht Rühmkorf in der Literatur ohne Pardon den vollen und übervollen Horizont der kulturellen Tradition, des NKE, des »nationalen Kulturerbes« also, wie Rühmkorf diese mit gezielter Koketterie nennt. Er braucht ihn, um dagegen anschreiben zu können.

Rühmkorf braucht in diesem Sinne sogar die Germanistik. Nicht die neue, die lebens- und berufstüchtige Germanistik von heute meine ich, sondern die alte Germanistik der fünfziger Jahre, die Rühmkorf die Altherrengermanistik und Papa-Klopstock-Forschung nennt und an die er einige Jahre seines Lebens verschwendet hat. Rühmkorf auf die Couch gelegt, da käme bestimmt ein ausgewachsener Germanistik-Komplex heraus, mit allen Symptomen einer triebstarken Haßliebe. Denn

diese Germanistik ist für unsern Autor ungefähr das, was für Klopstock die strenge Zucht von Schulpforta, ja mehr noch was für Schiller die Militär-Pflanzschule des Herzogs Karl Eugen und für Rilke die Militäranstalt St. Pölten war: ein schreckliches, traumatisches, aber in seiner ungebrochenen Selbstgewißheit zugleich faszinierendes System, aus dem man sich nicht schon dadurch befreit, daß man sich abmeldet oder ausbricht. Das Buch mit dem schönen und, wie ich finde, gar nicht anmaßenden Titel *»Walther von der Vogelweide, Klopstock und ich«* von 1975 (ebenfalls bei Rowohlt) ist ganz aus diesem Antrieb entstanden. Besonders das Walther-Kapitel mit seinen angestregten Schnodderigkeiten, mit seinen Rempelen gegen die Walther-Philologen, zugleich aber mit seinen glänzenden, ebenso kraftvollen wie feinfühligten Nachdichtungen und mit einem weiten Herzen für den fernen Kumpanen, den er »des Reiches genialste Schandschnauze nennt«, ist ein eindrucksvoller Beweis für die Unersetzlichkeit der Wut als Antrieb einer Poesie, die ihre Verse nicht sanft hinblättern, sondern uns auf den Tisch knallen und um die Ohren schlagen will.

In dem anschließenden Klopstock-Kapitel (das ist schon »Neugermanistik«, nicht mehr »Altgermanistik«) läßt die Wut bereits etwas nach. Das Kapitel kann als eine Instrumentierung des von dem bieder-enttäuschten Bodmer überlieferten Satzes gelesen werden: »Klopstock ist nicht heilig«. Gut, das war er auch nicht, sondern er war ein aufstrebender Deklassierter, ein bißchen Bohemien und Verführer, zeitweilig Fabrikant und Privatunternehmer, ein einfallsreicher Verleger schon damals mit der verwegenen Idee eines Autorenverlages, bei alledem ein »empfindsamer Revolutionär« mit einem gewissen radikal-demokratischen Pathos — und natürlich Poet dazu, leider allzu oft »Verelendungsveredler«, aber so waren eben die Zeiten: — nun, das alles mag ja richtig sein, und vielleicht haben die Germanisten das tatsächlich bisher zu wenig bedacht, aber, lieber Peter Rühmkorf, muß man denn diese neue Wahrheit gleich in einem so triumphalistischen Entlarvungston vortragen? Nichts gegen die Literatursoziologie und ihre legitimen Entdeckerfreuden, aber wenn sich auch hier erst einmal die Epigonen dieser Methode bemächtigen, und das tun sie zur Zeit mit erbittertem Fleiß, dann ist diese Methode genau so unerträglich wie jede andere literaturwissenschaftliche Methode, die nicht mit einer gewissen Diskretion angewandt wird.

Nach Walther und Klopstock kommt der Dritte in diesem literarischen Bunde, Peter Rühmkorf also selbstdritt, der gleichzeitig das Ich der *»Anfälle und Erinnerungen«* ist, wie der Band *»Die Jahre, die Ihr kennt«* von 1972 im Untertitel heißt. Ja, wir kennen sie tatsächlich, diese Jahre, in denen sich ein geschlagenes Volk mühsam wieder aufrichtete, eifertig an alle unverdächtig erscheinenden Traditionen anknüpfte, dabei unversehens auch den Kapitalismus restaurierte und die Uniformen wieder einführte, bis schließlich unabweisbar wurde, dies alles in Frage oder sogar, wie als einer der ersten »der rote Rühmkorf« hoffte, auf den Kopf zu stellen, was inzwischen auch schon wieder Mythos und Legende ist. Waren das nun gute oder schlechte Zeiten für Lyrik? möchte vielleicht ein argloser Leser erfahren. Rühmkorf will jedoch vorab etwas anderes wissen. Ihn bewegt mehr als alle Probleme des Gedichtemachens die Frage, wie man eigentlich in solchen Jahren, wenn in einem und um einen herum aus Irrtümern Fehler, aus Fehlern Verbrechen und aus Kindereien neue Wahrheiten entstehen, als Schriftsteller seine Identität bewahren kann. Ich

kann daher verstehen, daß Rühmkorf das Bedürfnis hat, die Rechnung offenzulegen, wenngleich sie stellenweise etwas ausführlicher ausfällt, als dem geduldigen Interesse des Lesers zugemutet werden kann. Das Fazit heißt jedenfalls in einer Tagebuchnotiz von Anfang 1972 so: »Habe viele Schlachten, aber nie meine Identität verloren. Wußte vermutlich auch nie recht, was das eigentlich ist.« Nun, ich weiß es auch nicht, aber ich vertraue auf das sympathetische Verstehen eines liebenswürdigen Gedichtes, wenn ich bei Rühmkorf die — an Heine erinnernden — Verse des Gedichtes »Aussicht auf Wandlung« lese:

Mein Dasein ist nicht unterkellert;
wer schuf das Herze so quer?
Bei halber Laune trällert
der Mund sein Lied vor mir her.

Ach Liebste, könntest du lesen
und kämst einen Versbreit heran,
da sähest du Wanst und Wesen
für immer im Doppelgespann.

Ich halte der Affen zweie
in den knöchernen Käfig gesperrt;
und ich teil die Salami der Treue
mit ihm, der um Liebe plärrt.

O Herz, o Herz, wen verwunderts,
daß du zerspringen mußt?
Der tragende Stich des Jahrhunderts
geht hier durch die holzige Brust.

Hunger und Ruhe vergällt mir
ein scheckiger Wendemahr!
Zu jeder Freude fällt mir
die passende Asche aufs Haar.

Der Abend, der rote Indianer,
raucht still sein Calumet.
Was scherts ihn, ob ein vertaner
Tag in der Pfeife zergeht...

Sei, sei der Nacht willfährig!
Steig in den Hundefluß!
Jetzt kommt eine Wandlung, aus der ich
als derselbe hervorgehen muß.

Rühmkorf, der natürlich über sich selber nicht nur in Versen nachdenkt, bietet uns für die Sache mit der Identität auch eine passende Theorie an. Es ist eine mehr in Frankfurt als in Hamburg beheimatete, sozialpsychologische Theorie, die besagt, daß ein Menschenkind nur dann, wenn es in eine »schiefe Klassenlage«, d. h. zwi-

schen die Klassen gerät, ein Bewußtsein seines Ich entwickeln kann, weil es ihm nämlich jetzt auf interessante Weise dreckig geht. Nun will ich hier nicht ein für allemal abschätzen, wofür eine schiefe Klassenlage gut oder schlecht sein kann. Aber wenn ich die Klassiker der politischen Literatur recht gelesen habe, ist diese Klassenlage immer schon erstens für die bequemen Eigenheimwonnen der Kleinbürger, zweitens für das Einerseits-Andererseits der immer »schwankenden Intellektuellen« (Lenin) verantwortlich gemacht worden. Zumal die Letzteren haben sich, sobald sie auch nur in Ansätzen ein gesellschaftliches Bewußtsein entwickelten, eigentlich nie darüber gewundert, daß sie sich eines höchst labilen Gleichgewichtes zwischen den Klassen allenfalls dann erfreuen können, wenn sie mit der gleichen Repulsion von der Rechten wie von der Linken abgestoßen werden, wie man beispielsweise bei Sartre nachlesen kann. Daraus *kann* natürlich, das will ich gerne glauben, auch Literatur entstehen und vielleicht keine schlechte. Aber nicht selten entsteht aus der prekären Klassenlage auch nichts anderes als Opportunismus und Anpassung an die gerade triumphierenden Kräfte, und manchmal entsteht auch beides, wie Rühmkorf ja an den beiden historischen Exempla Walther und Klopstock nachzuweisen versucht hat. Dieser Nachweis ist ihm mindestens in dem Sinne gelungen, daß man Rühmkorfs Selbstverständnis (»und ich«) besser an seinem Walther- und Klopstock-Portrait ablesen kann als an dem etwas strapaziösen Selbstportrait, das Rühmkorf im Dialog mit Jürgen Manthey von sich gibt.

Also lassen wir das mit den Klassen und verfolgen wir den neuesten Peter Rühmkorf bei seinem Aufstieg zum Trapez oder Hochseil, irgendwo hoch oben unter der Zirkuskuppel, »so links wie nötig und so hoch wie möglich«. In dieser Zirkuswelt ist Rühmkorf in keiner schlechten Gesellschaft; wir kennen nicht wenige, die sich Clowns, Gaukler, Prestidigitateure, Akrobaten und Zauberer nannten und zu den sehr Großen in der notwendig artistischen Kunst des Schreibens gezählt werden. Hals- und Beinbruch also für das kommende Programm, das man sich nach diesem Lebens- und Lyrikweg und nach einigen etwas sibyllinischen Andeutungen des Autors nur als ein höchst aufregendes Deutschland-Programm vorstellen kann:

... Das ist doch nicht uninteressant
und auf unterhaltsame Art
sogar lehrreich:
Schwankend
und entschieden allein auf den eigenen Kopf gestellt,
mit vergleichsweise reinen Händen,
aber ohne genügende Hilfsmittel,
können Sie hier
einen Mann
in der Luft seinen Mann stehen sehn!
Was aber ließe sich Rühmlicherer bemerken als
daß das hier eine wirkliche Lücke zu füllen gilt.

Harald Weinrich